Nr. 44 Dienstag, den 23. Februar 1904. 11. Jahrg.

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werkthätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt" einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen viertelj. 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestellgeld.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig. Telephon 2721. Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen

Kraetke.

* Leipzig, 23. Februar.

Es gibt noch viel naive Gemüter in Deutschland, selbst da, wo man sie eigentlich nicht vermuten sollte, — in den Redaktionsstuben der politischen Tageszeitungen. Diese großen Kinder konnten sich seinerzeit nicht enthalten, die Ernennung Kraetkes zum Staatssekretär des Reichspostamts als eine fortschrittliche Kundgebung der Reichsregierung zu begrüßen. Kraetke war zwar damals eine noch ganz unbekannte Persönlichkeit, sein wendischer Name hatte sich aus den Kanzleien und Registraturen der Postverwaltung noch nicht herausgefunden, niemand wußte etwas von seiner Gesinnung, seinen Plänen und seinen eventuellen Fähigkeiten; aber er löste als bürgerlicher Fachmann, der seine hohe Stellung scheinbar ohne Protektion erklommen hatte, den feudaladligen Dilettanten v. Podbielski ab, dessen Beleihung mit der obersten Postgewalt von eben diesen naiven Gemütern als ein rückschrittlicher Akt absolutistischer Willkür betrachtet worden war, — und das genügte, um dem neuen Staatssekretär einen freundlichen Empfang zu sichern.

Welch rührende Naivität gehört doch dazu, zu glauben, daß die Abstammung aus einer obskuren Kleinbürgerfamilie auch eine volkstümlich angehauchte Gesinnung mit sich bringe! Welch bodenlose Unkenntnis des deutschen Beamtentums gehört doch dazu, zu glauben, daß der hochgestellte Fachmann auch sein Fach übersehen und zur reformatorischen Ausgestaltung seines Fachs am besten befähigt sein müsse! Wir sind gewiß über den Vorwurf erhaben, Freunde des Adels zu sein, und der Großschweinezüchter und Entgleisungsredner v. Podbielski ist sicher der letzte, dessen Intelligenz uns imponieren würde; aber ein adliger Beamter kann bei der liebevollen Verhätschelung des Adels durch die Regierung sich immerhin noch viel eher einen gewissen Grad von Individualität und Selbständigkeit bewahren, als der bürgerliche Beamte, der sich nicht auf die gesellschaftlichen Privilegien eines bevorzugten Standes berufen kann, — der seinen Vorgesetzten gegenüber ganz und gar ein rechtloser Sklave ist. Wie die Verhältnisse nun einmal liegen, kann man dreist behaupten, daß ein bürgerlicher Beamter ohne Familientradition und Protektion, der die obersten Sprossen der Himmelsleiter der Beamtenhierarchie erklommen hat, allerdings ein außerordentlich fleißiger Mann ist, aber auch eine Natur, die jeder Originalität entbehrt oder sie doch wenigstens meisterhaft zu unterdrücken versteht, eine Natur, die zur Anpassung an alle Eigentümlichkeiten der Vorgesetzten und zum kritiklosen Aufgehen im minutiösen Gamaschendienst gleich stark befähigt ist, kurz, das Muster einer Bureaukratennatur. Das Sieb, durch das die höhere bürgerliche Beamtenschaft hindurchgerüttelt wird, läßt zwar keine notorischen Dummköpfe durch, wie das adlige Sieb, aber auch keine hohen Intelligenzen: mittelmäßige Mittelmäßigkeit, unter der der gute Mitteldumme dominiert.

Auch Kraetke hat dieses Sieb glücklich passiert und auch er zeigt das Charakteristikum der bürgerlichen Bureaukratie: mittelmäßige Mittelmäßigkeit. Ein fleißiger Bureaumensch mit der vorschriftsmäßigen Bureauintelligenz, ein tüchtiger Arbeiter, wenn ihm das fertige Material und das zu benutzende Schema geliefert wird; aber ein Kopf ohne jeden eignen Gedanken, ohne jedes organisatorische Talent, ohne jede schöpferische Initiative. Ein ganz brauchbarer Exerziermeister, den die Ironie des Zufalls zum Heerführer gemacht hat.

Das ist der Kraetke, wie er sich dem aufmerksamen Beobachter darstellt, der ihn näher kennt; das ist der Kraetke, wie er sich dem darstellt, der die gestern abend zum Abschluß gelangten Debatten zum Postetat mit Verständnis und Sachkenntnis verfolgt hat. Kraetke schnitt unverdientermaßen noch ziemlich glücklich ab und kam unverdientermaßen noch ziemlich ungerupft davon. Die Mittelmäßigkeit kommt eben selten zu Fall, weil sie immer in ausgetretenen Bahnen wandelt. Was bleibt schließlich auch einem Minister, der über ein Uebermaß von Mittelmaß verfügt, anders übrig, als in herkömmlicher Weise fortzuwursteln und sich streng an das traditionelle Muster zu halten?

Nun, Kraetke hat bei der Beratung des Postetats zur Genüge gezeigt, daß er der traditionellen altpreußischen Verwaltungspraxis allergetreuester Anbeter ist. Drei Hauptpunkte charakterisieren schon seit Jahrhunderten diese altmodische, muffige, schimmelüberzogene, kulturfeindliche Praxis, und dieselben drei Hauptpunkte charakterisieren auch die Verwaltungspraxis des Postgewaltigen Kraetke: knickerige Sparsamkeit im Kleinen, polizeiliche Bevormundungssucht und organisatorische Unfruchtbarkeit.

Die kleinliche Sparsamkeit der Postverwaltung wird treffend beleuchtet durch die Hungerlöhne von durchschnittlich 2 Mk. täglich, mit denen die Postboten trotz der zunehmenden Verteuerung der Lebenshaltung noch immer auskommen sollen. Noch treffender aber wird sie beleuchtet durch die Mittel, mit denen Kraetke den Postboten das Auskommen erleichtern will: er verbietet ihnen das Heiraten und hält es für ganz in der Ordnung, daß ein Postbote sein Mittagsmahl auf eine Schmalzbemme beschränkt. Die Telephonistinnen entläßt er, wenn sie krank werden, um die Tagegelder zu ersparen; aber für Telegraphenlinien in Afrika und Korruptionszulagen in Polen ist keine Summe zu hoch. Fast noch mehr leistet der bürgerliche Fachmann in der polizeilichen Bevormundung. Mit nackten Worten erklärt er, daß von einem Koalitionsrecht der Postbeamten nicht die Rede sein könne und sein drittes Wort bei jeder Erwiderung ist: Das wird die Autorität untergraben.

Die organisatorische Unfruchtbarkeit des Kraetke-Systems wird dadurch beleuchtet, daß sie in der Debatte überhaupt nicht beleuchtet wurde; denn von eingreifenden technischen Reformen, deren die immer mehr verrostende Verkehrsmaschine so dringend bedürftig wäre, war überhaupt nicht die Rede. Nein doch! Der Herr Staatssekretär trägt sich ja, wie er selbst sagte, mit einer großen Reformidee: „er will die Bestellgelder für die Landpakete anders gestalten". Man scheint im Reichspostamt sehr bescheidene Ansprüche an große Reformideen zu stellen.

Weshalb die bürgerlichen Parteien dem bürgerlichen Bureaukraten Kraetke ein größeres Wohlwollen entgegenbringen, als dem adligen Dilettanten Podbielski, ist eigentlich nur aus formellen, nicht aber aus sachlichen Gründen zu erklären. Podbielski fuhr den in seinen letzten Jahren schon von Stephan bedenklich rückwärts geschobenen Verkehrskarren vollständig in den Dreck, und Kraetke läßt ihn einfach darin stecken. — Und das ist von den beiden so der ganze Unterschied, heißt es in dem bekannten Couplet.

Daß wir es im deutschen Klassenstaat je zu einem zweckmäßig und praktisch organisierten, leicht und gefällig funktionierenden, wahrhaft modernen Verkehrswesen bringen, dürfte freilich ausgeschlossen sein. Wo sollen auch in einer Gesellschaft, deren senile Zeugungskraft schließlich nur noch zur Züchtung adliger Dilettanten und bürgerlicher Mittelköpfe ausreicht, die Reformer herkommen?

Politische Uebersicht.

Ein „geheimer Plan".

Rußland hat, wie Benedek vor Königgrätz, einen „geheimen Plan". Das verbündete Frankreich hat ihn erraten und der Temps ist bereits in der Lage, ihn seinen Lesern zu skizzieren:

„Rußland appelliert an den General Winter und seinen furchtbaren Verbündeten, den unendlichen Raum, es erneuert zugleich die Taktik von 1812 und die des Krimkriegs, es zieht sich langsam auf den Amur, wenn nötig nach dem Baikalsee, zurück vor einem Feind, der mehr und mehr in der Luft steht und sich von seiner Operationsbasis getrennt sieht, es läßt ihn an dem eisernen Ring seiner beinahe uneinnehmbaren Festungen, wie Port Arthur und Wladiwostok, die Zähne ausbeißen, — das ist der Plan, den die Strategen von London, Berlin und Wien in den Linien des Petersburger Communiqués zu finden geglaubt haben, und sie versichern, daß Japan keinen Grund habe, sich dazu zu beglückwünschen."

Das ist eine Frage für sich. Vermutlich wird Japan ganz zufrieden sein, wenn Rußland sich rückwärts nach dem Baikalsee konzentriert, und keine Neigung zeigen, den Zug

Feuilleton.

8] (Nachdruck verboten.

Frau Fönß.

Novelle von Jens Peder Jacobsen.
Deutsch von Marie Herzfeld.

Lange stand sie so, eingenommen von ihren Gedanken, alles rings um sich vergessend. Dann plötzlich, als hörte sie das Schweigen herinnen, der singenden Gasflammen langgezogene Töne, und sie ließ die Hand von der Vase fallen, setzte sich an den Tisch und begann in einer Mappe zu blättern.

Sie hörte Schritte, die an der Tür vorübergingen, hörte sie umkehren und sah Thorbrögger hereintreten.

Es wurden ein paar Worte gewechselt, allein da sie von ihren Bildern gefesselt schien, begann auch er in die Blätter zu sehen, die hier lagen. Sehr interessierten sie ihn jedoch kaum, denn als sie einen Moment später aufsah, begegnete sie seinem Blick, der forschend zu ihr hinüberstarrte.

Er sah aus, als wollte er gerade sprechen und es war ein nervöser entschlossener Ausdruck um seinen Mund, der ihr so bestimmt sagte, was für Worte es sein würden, daß sie errötete und instinktmäßig, gleichsam um die Worte zurückzuhalten, ihm ihr Bilderblatt über den Tisch hinreichte und drin auf die Zeichnung von einigen Pampasreitern deutete, die nach wilden Stieren Lassos schleuderten.

Er war auch nahe daran, sich zu einem Scherz über die naiven Vorstellungen verlocken zu lassen, die der Zeichner von der Kunst des Lassowerfens hatte; es war ja so verführerisch leicht, das zu besprechen, im Gegensatz zu dem, was er in Gedanken vorhatte; aber da nahm er resolut und schob das Blatt beiseite, beugte sich ein wenig über den Tisch vor und sagte: „ich habe so viel an Sie gedacht, seit wir uns trafen; ich habe immer so viel an Sie gedacht, sowohl damals in Dänemark als da drüben, wo ich gewesen bin. Und ich habe Sie immer geliebt, und wenn es mir nun zeitweilig scheint, daß ich Sie nie vorher geliebt als jetzt, wo wir uns wieder begegnet, so ist das nicht wahr, wie groß auch meine Liebe ist; denn ich habe Sie immer geliebt, ich habe Sie immer geliebt. Und im Fall Sie mir gestatten könnten, daß Sie mein würden, Sie können gar nicht verstehen, was es für mich wäre, wenn Sie, die so viele Jahre mir weggenommen war, wieder zu mir zurückkommen wollten."

Er schwieg einen Augenblick, dann stand er auf und trat näher zu ihr hin.

„Ach, so sagen Sie doch ein Wort; ich stehe da und rede wie ins Blinde hinein; ich muß ja mit Ihnen sprechen wie zu einem Dolmetsch, einem Fremden, der es dem Herzen wieder sagen soll, zu dem ich rede; ich weiß ja nicht . . . stehen und meine Worte wägen . . . ich weiß ja nicht, wie fern oder wie nah; ich wage ja nicht ihr Laute zu geben, der Anbetung, die mich erfüllt — oder darf ich?"

Er ließ sich an ihrer Seite in einen Stuhl niedersinken.

„Dürfte ich, müßte ich nicht befürchten —, ist es wahr? o, Gott segne Dich, Paula!"

„Es gibt nichts, was uns länger getrennt halten soll", sagte sie mit ihrer Hand in seiner; „was auch kommen möge, ich habe das Recht, einmal glücklich zu sein, einmal meine Natur voll auszuleben, mein Sehnen und meine Träume zu leben. Ich habe nie verzichtet; weil das Glück nicht zu mir kam, glaubte ich doch nie, das Leben sei lauter Armseligkeit und Pflicht; ich wußte, daß es Glückliche gab."

Schweigend küßte er ihre Hand.

„Ich weiß", sagte sie traurig, „die mich am mildesten beurteilen werden, sie werden das Glück mir gönnen, das darin ist, mich von Dir geliebt zu wissen; doch sie werden auch sagen, daß mir dies genügen sollte."

„Allein das würde niemals mir genügen und Du hättest nie das Recht, mich so fallen zu lassen."

„Nein", sagte sie, „nein."

Ein wenig später ging sie dann zu Ellinor hinauf. Ellinor schlief.

Frau Fönß setzte sich an ihr Bett und betrachtete das bleiche Kind, dessen Züge sie in der Nachtlampe gelblichem armem Schein nur ganz undeutlich ausnehmen konnte.

Um Ellinors willen mußten sie warten. In ein paar Tagen würden sie sich von Thorbrögger trennen und nach Nizza gehen und dort allein bleiben; den ganzen Winter wollte sie dafür leben, Ellinor gesund zu bekommen. Jedoch morgen wollte sie den Kindern erzählen, was geschehen und zu erwarten war. Wie sie es auch nehmen würden, es war ihr unmöglich, mit ihnen Tag aus Tag ein zusammen zu leben und durch ein solches Geheimnis von ihnen wie fast abgesperrt zu sein. Und sie mußten ja auch Zeit haben, sich an den

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id394414608-19040223/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG